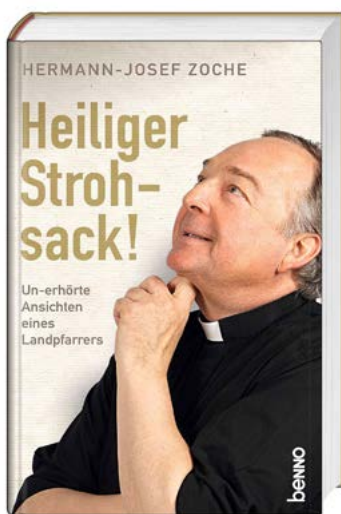


Leseprobe



Hermann-Josef Zoche

Heiliger Strohsack!

Un-erhörte Ansichten eines Landpfarrers

128 Seiten, 11,5 x 18,5 cm, gebunden

ISBN 9783746255903

Mehr Informationen finden Sie unter st-benno.de

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© St. Benno Verlag GmbH, Leipzig 2019

Hermann-Josef Zoche

Heiliger Strosack!

Un-erhörte Ansichten eines Landpfarrers

HERMANN-JOSEF ZOCHÉ

Heiliger Stroh- sack!

Un-erhörte
Ansichten
eines
Landpfarrers

benno

Inhalt

Geleitwort von Bischof Heiner Wilmer	9
Vorwort: Strohsack, Schneeschaukel und ein ganz besonderer Heiliger	11

Pfarrer, Laien und Gemeinde – Herr, schenke Herz und Humor!

Palmsonntag – Wie man den Gottesdienstbesuch steigern kann	14
Donnerwetter! – Warum wir lieber mit dem Wahrscheinlichsten rechnen sollten	16
Zwei Arten von Ethik – Eine für sich und eine für andere	18
Gute Fragen und gewitzte Antworten – Von Erzengeln und Eseln	20
Kinderglauben und Gottesbild – Der Schutzengel mit dem Besen	21
Moderner Religionsunterricht – Matzenbacken und Mandalamalen	23
Karfreitag mit Kindern – Herzlichen Glückwunsch!	25

Liebe ist harte Arbeit – Arbeit an uns selbst!

Praktikable Pädagogik – Was wünschen Sie Ihrem Kind?	28
Offene Ohren, statt Kopfhörer – Hin- oder Weghören?	30
Die leere Schaukel – Was Eltern alles falsch machen können	32

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Informationen sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Textnachweis:

S. 121: Aus: Lothar Zenetti, Auf Seiner Spur. Texte gläubiger Zursicht © Matthias Grünewald Verlag. Verlagsgruppe Patmos in der Schwabenverlag AG, Ostfildern 2011. www.verlagsgruppe-patmos.de

S. 123.: Textauszug aus: Thomas Brasch, Der Papiertiger, in: ders., Die nennen das Schrei. Gesammelte Gedichte. © Suhrkamp Verlag Berlin 2013.

**Besuchen Sie uns im Internet:
www.st-benno.de**

Gern informieren wir Sie unverbindlich und aktuell auch in unserem Newsletter zum Verlagsprogramm, zu Neuerscheinungen und Aktionen. Einfach anmelden unter www.st-benno.de

ISBN 978-3-7462-5590-3

© St. Benno Verlag GmbH, Leipzig
Umschlaggestaltung und Fotografie: Ralf Hindsches,
ALPGAUER Kreation.Umsetzung, Berau/Südschwarzwald
Gesamtherstellung: Kontext, Dresden (A)

Kein Kommentar – Man muss nicht alles sagen, was man denkt!	35
Der Weg zueinander – Die vier Schritte der Liebe	37
Sich selber annehmen – Aber wie?	39
Geht das: Verzeihen ja – vergessen nein?	42
Flucht oder Vergebung – Welche Wege führen zueinander?	43
Traumata – Flüchtlinge gestern und heute	46
Zwei Wirkrichtungen – Heilung durch Vergebung	48
Versöhnungsbereitschaft – Stärke oder Schwäche?	49
Vertrauen und Misstrauen – Zwei grundverschiedene Gegenspieler	51
„Welch Glück, geliebt zu werden! – Und lieben, Götter, welch ein Glück!“ (Goethe)	55
Die Hochzeit zu Kana – Die drei Phasen der Liebe	56

**Mit Gottvertrauen geht's weiter –
Von Stolpersteinen und Seelenpflastern**

Immer dasselbe – Die Spiritualität des „Wiederkäuens“	60
Erfahrung und Vorurteil – Was die Jahre so mit sich bringen	62
Von Geburtstag zu Geburtstag – Die Zeit vergeht immer schneller	63
Vom Spätsommer zum Herbst – Das Alter kündigt sich sanft an	65
Schicksalsschläge – Fügung Gottes oder Zufall?	66
Memento mori – Kann man das Leben vom Ende her denken?	68
Himmlische Seligkeit – Wahre Freude statt „Happy-Sein“	70

Dauerbrenner oder Blendwerk – Von der Unterscheidung der Geister	71
Masken und Fassaden – Mit den Augen Gottes sehen	73
Fröhlichkeit steckt an – Trauer berührt	74
Der Tod eines Menschen – Um wen geht es am Grab?	76

Pfarrer ist ein wunderbarer Beruf – Trotz allem

Pfarrgemeinde – Mehr als Gremien und Ausschüsse?	79
Tradition – Das Problem mit der Gewöhnung	81
Gottesdienst – Kein stimmungsvolles Erlösungshappening	83
Bibel – Tatsachenbeschreibung oder Komposition?	85
Predigt – Worthülsen oder echte Spiritualität?	88
Segnen – Wer stützt die Hände des Priesters?	91
Political Correctness – Fastnacht und Nikolaus	93
Sternsinger – Die scheinheiligen drei Könige	95
Schimmel und Amtsschimmel – Was zu lange währt, wird nicht gut	97
Verwaltungschaos – Wie sich die Kirche mit sich selbst beschäftigt	100
Abrechnungstechnik – Wie sich die Kirche selber im Weg steht	102

Mensch, ärgere dich nicht – Kirche, verändere dich!

Veränderungen lieben lernen – Kreativ sein und neue Chancen sehen	105
Nur keine Angst! – Veränderungen brauchen Vertrauen	107

gen. Oder man bekommt den Hinweis, man sollte dringend lernen, sich diplomatischer auszudrücken. Sprich: Bloß keine Position vertreten und keine allzu deutliche Meinung artikulieren. Man hat nur das zu sagen, was die Rolle vorsieht, nicht das, was man denkt“ (S. 52).

Und weiter unten: „Das erste innerkirchliche Ziel ist es, möglichst wenige Widerstände zu aktivieren“ (ebd.).

Der Autor beschreibt hier etwas, was ich selbst schon mehrfach erfahren habe. Es scheint eine der typischen Strukturen der Kirche zu sein, die er aufzeigt. Ich kann das absolut, zu 100 % bestätigen – aus eigener Erfahrung, im Orden, im Umgang mit kirchlichen Vorgesetzten und dem Ordinariat: Man hat sich als Pfarrer still zu verhalten, darf niemanden stören in seiner eingelullten Selbstgerechtigkeit, keinen aufschrecken oder gar wehtun.

Die Gläubigen haben es sich anscheinend bequem eingerichtet mit einer Kirche, die niemandem auf die Füße treten will. Es hat sich in der Kirche ein kommunikatives System der Sprachlosigkeit entwickelt, in dem Predigten und Bischofsworte, Verlautbarungen und Schreiben bis zur Unkenntlichkeit glattgeschmirgelt sind, sauber verputzt, ohne Leidenschaft und ohne Enthusiasmus. Klare und deutliche Worte sind nicht erwünscht. Was jemand zu sagen hat, das wird heruntergespult in einen sprachlichen Niedrigvoltbereich, der keinen Schaden anrichtet.

Und was noch schlimmer und vor allem entmutigender ist: „Eine Änderung des Systems ist nicht in Sicht. Diejenigen, die neu in das System kommen, müssen denen, die bereits erfolgreich im System sind, gefallen. Das gelingt besonders dadurch, dass man sich diesen gegenüber ähnlich verhält. Man benutzt eine ähnliche Sprache, benutzt

ähnliche Argumentationsmuster ... So entsteht ein sich selbst ständig reproduzierendes System, an dessen Spitze Menschen stehen, die viele Jahre innerkirchliche Diplomatie gelernt haben und nur noch schwer aus ihrer eigenen Haut herauskönnen.

Das Resultat sind allerorten abgeschliffene Sätze, die keine klaren Thesen erkennen lassen. Keine Ecke, keine Kanten, schlicht Einheitsbrei, der keinem wehtut“ (ebd. 53).

Zu Streit und Fehlern stehen – Angefangen bei Petrus und Paulus

Vor einigen Jahren habe ich eine Paulusbiografie im Stil eines historischen Romans geschrieben. Ziel war es, Menschen anzusprechen, die sich mit dem Leben dieses Missionars näher befassen möchten und denen es nicht genügt, bei Wikipedia eine mehr oder weniger wissenschaftliche Biografie über ihn zu lesen.

Hin und wieder werde ich auf das Buch angesprochen. Eine der häufigsten Reaktionen ist die Ansicht, dass sich ja seit damals an den Zuständen in der Kirche nicht viel geändert habe. Ich kann diese Reaktion verstehen, denn viele Menschen sind angesichts der Paulusbiografie überrascht, wie heftig Petrus und Paulus aneinandergeraten waren und dass sich Petrus und Paulus nach dem großen Streit in Antiochia mutmaßlich aus dem Weg gegangen sind.

Eine der Schriftstellen, die diese Auseinandersetzung beschreiben, ist im Galaterbrief zu finden: „Als dann Petrus nach Antiochia kam, trat ich ihm Auge in Auge entge-

gen, weil er im Unrecht war ... Als ich nun sah, dass sie nicht recht wandelten nach der Wahrheit des Evangeliums, sagte ich in Gegenwart aller zu Petrus: Wenn du als Jude heidnisch und nicht jüdisch lebst, wie kannst du da die Heiden zwingen, jüdischen Brauch zu beachten?“ (Gal 2,11+14)

Die Menschen haben eine spürbare Sehnsucht nach Geschichten, die gut ausgehen, nach Frieden und Harmonie. Die Kirche hat dieses Bedürfnis jahrhundertlang bedient. Noch heute kann man in Rom eine Kerkerzelle besichtigen, in der Petrus und Paulus gemeinsam gesessen haben sollen.

Die lange und traurige Geschichte der Vertuschung von allem, was dem Selbstbild der Kirche widerspricht, beginnt schon kurz nach dem Tod Jesu, zu einer Zeit, als die meisten seiner Apostel noch lebten. Von diesem Streit zwischen Petrus und Paulus berichtet nur Paulus selbst.

Lukas, der Paulus ja persönlich kannte, schreibt als Autor der Apostelgeschichte kein Sterbenswörtchen über diese direkte Auseinandersetzung zwischen Petrus und Paulus in Antiochia. Lukas erwähnt nicht einmal, dass Petrus persönlich in Antiochia war.

Wen wundert es da, dass die Kirche im Laufe der Zeit sonst noch vieles, was ihrem Selbstbild widerspricht, vertuscht hat?

Dienstleister Kirche? – Das Ganze ist mehr als die Summe der Teile

Eine der einschneidenden Veränderungen, die ich über all die Jahre im Dienst als Pfarrer bei den Gläubigen festgestellt habe, ist das Bedürfnis mitzureden. Dieses entspringt wahrnehmbar dem Verlangen, nicht übergangen zu werden.

In dem Zusammenhang scheint mir zugleich, eine hohe Abwehr der Kirche gegenüber darin vorzuherrschen, dass diese sich nicht in die „privaten“ Angelegenheiten der Gläubigen einzumischen habe. Etwas überzogen könnte man diese Haltung so zusammenfassen: Man will überall mitreden und mitbestimmen, aber man will sich gleichzeitig nichts sagen lassen.

Das erzeugt eine schwierige Situation vor Ort.

Die Kirche erscheint nicht als Ratgeber, sondern als Dienstleister. Es wird ihr nicht zugestanden, dass sie sich auch mal einmischt und eine gewisse, gesunde Unruhe bringt. Die Leute scheinen sich am wohlsten zu fühlen, wenn die Kirche sie in Frieden lässt und sich mit ihren Ansichten zurückhält.

Man erwartet von der Kirche so wenig Einmischung in die privaten Angelegenheiten wie vom Bäcker, bei dem man morgens seine Brötchen holt. Sollte sich der Bäcker aber dennoch die Frechheit herausnehmen, seine Meinung zum Privatleben eines Kunden zu sagen, dann geht man eben das nächste Mal zu einem anderen Bäcker.

Genauso ist es mit der Kirche: Die Gläubigen halten sich für Kunden, die eine Dienstleistung bekommen. Mehr nicht.

Kirche ja – aber nur, wenn man sie braucht. In diesen Denkmustern erscheint die Kirche allenfalls als Ratgeber, den man aufsucht, wenn man einmal nicht mehr weiter weiß.

Hinter dieser Ansicht verbirgt sich ein Kirchenbild, das mit dem der Theologie nicht viel zu tun hat. Dass wir alle Kirche sind und alle Gläubigen den Leib Christi bilden, scheint nahezu vollständig aus dem Glaubenswissen verschwunden zu sein.

Kirche ist mehr als ein Ratgeber oder ein Dienstleister in Sachen Sakramente und persönliche Lebensfeiern. Sie ist eine Gemeinschaft von Glaubenden, d. h. von Menschen, die um ihre Erlösungsbedürftigkeit wissen.

Wenn Kirche von den Gläubigen nur noch in Einzelfällen gebraucht wird, dann wird sie um ihre wahre Dimension beschnitten.

Kirche bildet sich als Gemeinschaft derer, die um ihre wesentliche Dimension wissen: eine Rückbindung (lat.: re-ligio!) an Gott, den Schöpfer, und an Jesus Christus, den Erlöser.

Auch für die Kirche gilt, dass ihre Ganzheit mehr ist als die Summe ihrer Teile (sprich: Mitglieder). Die Kirche ist ein Geschenk Gottes an die Menschen und sie ist – was heute weitgehend in Vergessenheit geraten ist – ein Heilsinstrument Gottes.

Ich frage mich immer wieder, wie wir es schaffen, den Gläubigen zu vermitteln, dass sie etwas davon haben, zur Kirche zu gehören.

Wer zur Kirche gehört, hat in seinem Wesen Anteil am Göttlichen, so wie jeder einzelne Musiker eines Sinfonieorchesters teil hat an dem Ganzen der Musik, die dieses

Orchester hervorbringt. Denn auch ein Sinfonieorchester ist als Ganzes mehr als die Summe seiner einzelnen Ensemblemitglieder.

Nachwort: Dazwischen oder am Ende?

Vor 30 Jahren hat der kürzlich verstorbene katholische Pfarrer und Lyriker Lothar Zenetti geschrieben:

Frag hundert Katholiken
was das wichtigste ist
in der Kirche.

Sie werden antworten:
Die Messe.

Frag hundert Katholiken
was das wichtigste ist
in der Messe.

Sie werden antworten:
Die Wandlung.

Sag hundert Katholiken
dass das wichtigste in
der Kirche die Wandlung ist.

Sie werden empört sein:
Nein, alles soll bleiben
wie es ist!

In dieser Spanne existieren wir Menschen. Irgendwie scheint das ganze Leben ein „Dazwischen“ zu sein.

Auch die Gedanken in diesem Buch spiegeln den Zustand des „Dazwischen“ wider. Mehr noch: Sie spiegeln in dem, was mir beruflich begegnet, etwas wider von meiner eigenen Existenz. Vielleicht könnte ich sagen, dass sich mein gesamtes Leben – in nicht recht greifbarer, aber eben doch zutiefst spürbarer Weise – zwischen Resignation und Hoffnung abspielt, zwischen Wirklichkeit und Möglichkeit, zwischen Heimatlosigkeit und Geborgenheit – und ich könnte diese Aufzählung unendlich lange fortführen.

Was aber bleibt am Ende? In welchem Grundgedanken bündelt sich das, was Sie in den Kapiteln und Abschnitten dieses Buches gelesen haben?

Ich bin kein Freund von zu starken Vereinfachungen. Denn eines ist mir klar: In die schillernde Vielfalt der Begegnungen, der Kämpfe, der Auseinandersetzungen, des Freuds und Leids – kurz: in all das, was man als Pfarrer in einem langen (Berufs-)Leben erfährt – lassen sich schwerlich die starren Korsettstangen monokausaler Begründungen einziehen.

Insofern mag ich das Wort „Dazwischen“ sehr, denn es drückt aus, was ist und sagt zugleich auch, was nicht ist. Man muss den Mut haben – wir alle müssen diesen haben –, das „Dazwischen“ unserer eigenen Existenz nicht ständig in eine Eindeutigkeit auflösen zu wollen, die es im richtigen Leben nicht gibt.

Diese Eindeutigkeit und Identität ist ein ferner Sehnsuchtsort, den man in dieser Welt nur in seltenen Augenblicken erahnt oder der einem kurz aufblitzt, gefolgt von einem schmerzlichen Heimweh nach jenem Ort, an dem man noch nie war.

Der Schriftsteller, Dramatiker und Lyriker Thomas Brasch hat das merkwürdig Unbefriedigende des „Dazwischen“ einmal in einem wunderbaren kleinen Gedicht zusammengefasst:

Was ich habe, will ich nicht verlieren,
aber wo ich bin, will ich nicht bleiben,
aber die ich liebe, will ich nicht verlassen,
aber die ich kenne, will ich nicht mehr sehen,
aber wo ich lebe, da will ich nicht sterben,
aber wo ich sterbe, da will ich nicht hin:
Bleiben will ich, wo ich nie gewesen bin.

Und dennoch muss ich mir die Frage stellen, worauf es ankommt, was bleibt, was wirklich wichtig ist. Ich stelle mir diese Frage umso häufiger, je älter ich werde. Die Antwort aber läuft auf eine andere Frage hinaus: Ist es nicht am Ende vielleicht doch nur die Liebe, die zählt?

Bereiten wir Menschen uns nicht ein Leben lang auf eine einzige Frage vor, die Gott jedem stellt: „Hast du geliebt mit deinem ganzen Herzen, mit deiner ganzen Seele, mit deinem ganzen Verstand und mit all deiner Kraft – dich selbst, deinen Nächsten und mich, deinen Gott?“

Ich würde antworten: „Es war immer zu wenig – aber ich habe es wenigstens versucht. Oft ist es mir misslungen, oft habe ich nicht die Kraft zum Lieben gehabt, oft habe ich gezweifelt, gerungen und gehadert, ich habe gesündigt und mich verirrt – aber letztlich habe ich die Liebe nie aus dem Blick verloren.“

Und dann bleibt eines am Ende, von dem ich noch Zeugnis geben möchte: Was mich durch all die Jahre getra-

gen hat, ist eine besondere Form des Gebets. Die alten Wüstenväter nannten es in den ersten Jahrhunderten das „Beten mit *einem* Wort“. Teresa von Ávila sprach im Mittelalter vom „inneren Gebet“ und andere Heilige nannten es das „Herzensgebet“. Es ist eine uralte christliche Gebetstradition, die erst wiederentdeckt wurde, als ich ein Jugendlicher von etwa 13 oder 14 Jahren war. Im Zusammenhang mit dieser großen Wiederentdeckung sprach man – angepasst an den Geist der 70er-Jahre des vorigen Jahrhunderts – von „Meditation“.

Im christlichen Bereich ist daraus eine ganz stille, weltweite Bewegung geworden, deren Anhänger sich lose im WCCM zusammengeschlossen haben, der „World Community for Christian Meditation“. Ich habe über die christliche Meditation kürzlich zwei Bücher geschrieben: „Führe uns zur Stille“ und „Schenke Gott die schönste Stunde des Tages“, beide im St. Benno Verlag. Die christliche Meditation hat mir einen großen und kostbaren Schatz erschlossen: das Herzensgebet oder das innere Gebet.

Heute kann ich sagen, dass die christliche Meditation, das Beten mit einem einzigen Wort (dem christlichen Mantra), den geistlichen Urgrund bildet, auf dem ich stehe und von dem her ich lebe. Die christliche Meditation mit diesem wunderbaren Gebetswort „Ma-ra-na-tha!“ (aramäisch für: „Komm, Herr Jesus!“) gibt mir die Gelassenheit, mit dem „Dazwischen“ zu leben. Die Meditation bildet den Ort der Gottesbegegnung: jene geheimnisvolle Stille des Herzens, in der sich zweimal am Tag in einer 30-minütigen Gebetszeit Gott und die Seele auf einzigartige Weise begegnen.

Ich wünsche Ihnen, dass Sie dies einmal erfahren. Es

wird Ihr Leben verändern und Sie nicht mehr loslassen!
Die Meditation hat mich gelehrt, dass mein „Dazwischen“ das „Jetzt“ Gottes ist, in dem ich bin.

Hermann-Josef Zoche